

(Nachdruck verboten.)

1)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

1. Kapitel.

Es war ein schöner Herbsttag.

Die Sonne war gelb wie eine Butterblume und sah freundlich auf die abgeräumten Felder herunter, als betrachte sie beglücklich die Arbeit, welche sie den Sommer über getan hatte.

Und die war nicht gering. Selten war eine Ernte besser geraten, und die Sonne hatte an vielen Tagen ihre Strahlen heruntergeschicken müssen, bis die schweren Aehren gereift waren. Und wieder hatte es Wochen gedauert, bis die Halme am Boden lagen und bis die hochbeladenen Wagen ihre Lasten in die Scheunen gebracht hatten.

Nun war es geschehen, und in allen Tennen schlugen die Dreschflügel den Takt; hier und dort trotteten geduldige Pferde an den Wägen im Kreise herum, und im Hofe des Hierangl fauchte und pfliff eine Dampfmaschine. Ueberall war fleißiges Treiben, und wenn die Sonne mit einem freundlichen Stolz darüber lachte, so hatte sie recht, denn es war ihr Werk, und es war ihr Verdienst.

Die Dorfstraße von Erlbach lag still und verlassen; die Menschen hatten keine Zeit zum Spaziergehen, und die Hühner liefen als kluge Tiere um die Scheunen herum, wo sie manches Weizenkorn fanden.

Einige Gänse saßen am Weiher, streckten die Hälse und stießen laute Schreie aus; das taten sie, weil sich die Türe eines kleinen Hauses öffnete und zwei Männer heraustraten.

Der vordere trug einen Pichel auf der Schulter, der andere eine Schaufel, und sie gingen gegen die Kirche zu, in den Friedhof.

Die eiserne Gittertür kreischte und fiel klirrend ins Schloß. Nun konnte es jeder wissen, daß die beiden Totengräber waren, und daß an diesem schönen Tage, mitten in dem emsigen Leben, ein Mensch gestorben war.

Die zwei blieben nicht im Friedhof, sie stiegen über die niedrige Mauer und gingen neben derselben in einem verwahrlosten, kleinen Grasflecke zu graben an.

Das war ungeweihte Erde, in die man Selbstmörder und ungetaufte Kinder legt. Es hatte sich aber kein Erlbacher selbst entleibt, sondern das neugeborene Kind des Schullerbauern Andreas Vöst war unter den Händen der Hebamme gestorben.

Diese Person hatte nicht die Geistesgegenwart, sofort die Nottaufe zu vollziehen; die Mutter war bewußtlos, und sonst war niemand anwesend, denn alle Hände waren zur Arbeit aufgeboden.

So geschah es, daß die Kleine Vöst nicht in den Schoß der heiligen Kirche gelangte und als Heidin nach einem viertelstündigen Leben verstarb.

Ich weiß nicht ob der liebe Gott den unchristlichen Zustand eines Kindleins so hart beurteilt wie seine Geistlichen, aber das eine ist gewiß, daß es nicht in geweihter Erde ruhen darf, wozu nur Christen liegen; darunter manche sonderbare.

Also deswegen warf der Totengräber Kaspar Trisl mit seinem Sohne neben der Kirchhofmauer die Grube auf.

Er nahm den Hut ab; jedoch nicht aus Ehrfurcht, sondern weil es ihm warm wurde.

Er wischte sich mit dem Hemdärmel über die Stirn und sagte:

„Wenn er g'scheit g'wen waar, hätt er g'sagt, daß er eahm selm g'schwind d'Nottauf geben hat.“

Er meinte den Schuller.

„Ja no,“ sagte der Sohn und schaufelte gleichmütig weiter.

Der Alte spuckte in die Hände und brummte:

„Eigentli is's dumm.“

Dann arbeitete er wieder darauf los, und nach einer Weil war das Grab fertig. Es war klein und unansehnlich. Und da die Erde nicht sorgfältig daneben aufgeschichtet war, sondern mit Grasspänen untermengt herumlag, sah es recht jämmerlich aus.

Trisl dachte wohl, daß es für ein Heidenkind schön genug sei, und er stieg bedächtig über die Mauer zurück. Es war spät geworden; die kleinen Holzkreuze der Armen lagen im Schatten, aber auf die hohen Grabsteine schien die Abendsonne, und die goldenen Buchstaben glänzten schier heller als am Tage.

Die Reichen haben es überall besser.

Der Totengräber ging mit seinem Sohne durch den Friedhof.

Als er draußen war, sah er einen Mann mit raschen Schritten gegen den Pfarrhof zuilen.

„Aha!“ sagte er, „der Schuller geht zum Pfarrer. Dös werd eahm weng helfen.“

Und er setzte hinzu: „Eigentli is's dumm, daß a jeder Spitzbua drin liegen derf, und an unschuldig's Kind net.“

Der Pfarrhof von Erlbach ist ein schönes, stattliches Gebäude, zwei Stockwerke hoch, jedes mit sechs Fenstern nach der Straße hinaus. An der hellgetünchten Mauer rankt üppiger Klematis hinauf und gibt dem Hause ein freundliches Aussehen.

Davor liegt ein Blumengarten; so bunt, wie es der Geschmack hierzulande liebt. Rot und gelbe Georginen, blasser Malven, dazu Asters in allen Farben sind in reichlicher Fülle da.

Die Beete sind mit Reseden eingefast, und am Baune bemerkt man auch eine Blume mit braunem Sammelkleide. Man heißt sie die schwäbische Hoffsahrt.

In der Mitte des Kiesweges, welcher zur Türe führt, ist ein Springbrunnen; daraus steigt ein Wasserstrahl in die Höhe, nicht dicker als eine Stricknadel, und fällt mit einem kaum vernehmlichen Plätschern nieder. Es ist ein Ort der Beschaulichkeit. Und darüber liegt eine Ruhe, welche dem heiligen Charakter des Hauses angemessen ist.

Der Pfarrer wandelt hier mit ruhigen Schritten, während er im Gebete versunken ist; und der Kooperator geht so leise herum, daß man das Schmatzen seiner Lippen hört, wenn er sein Brevier liest. Ein gottseliges Wesen ist in der Luft und dringt durch die Fenster und Schlüßellocher. Unsichtbare Englein fliegen herum, durch keinen rauhen Lärm verscheucht.

Alle Türen klinken leise ein, und die fleischlichen Menschen schlürfen auf Pantoffeln durch den gewölbten Gang. An allen Wänden ist Frömmigkeit, nichts als Frömmigkeit.

Hier hängt das Bild des Erlösers mit der Dornenkrone. Dide, rotgemalte Blutstropfen stehen auf seiner Stirne und rinnen über den goldgestickten Krönungsmantel herab; dort ist Maria zu erblicken, die ihr Antlitz schmerzlich zum Himmel richtet. Aus ihren Augen fließen reichliche Tränen, und in ihre Brust sind spitze Schwerter eingebohrt.

Darunter steht: „Heilige Maria, Mutter des Weltheilands. Meines Herzens sehnlichster Wunsch und Gebet ist, daß mein Volk selig werde. Amen.“ Ueber einer anderen Tür ist ein großes Herz gemalt, und wieder fallen Blutstropfen hernieder über die helle Wand. In großen Buchstaben liest man geschrieben: „Süßes Herz Jesu, sei meine Liebe!“

Neben der Treppe ist ein kleiner Altar aufgebaut; davon leuchtet eine rote Ampel still und feierlich in dem Frieden dieses Hauses.

Aber heute wurde es mit einem Male laut. Jemand riß heftig an der Glocke, daß sie durch den Gang schrillte, und als die Köchin Maria Lechner beim Öffnen der Türe den Anheißer zurechtweisen wollte, stapfte er schon an ihr vorbei auf genagelten Stiefeln.

Die Schritte hallten an den Wänden wider, und bei dem ungewohnten Lärm zitterten die Heiligenbilder in ihren Rahmen, und die Englein flüchteten erschrocken durch das geöffnete Fenster.

Auch Fräulein Lechner war aus ihrem Gleichmaße gebracht; während sie sonst, wenn Besuch kam, die Hände sitzhaft zum Gebete faltete, stemmte sie diesmal die Arme in die Seiten und fragte mit fester Stimme: „Was ist denn das für ein Himmel?“

Es war Andreas Vöst, der Schullerbauer von Erlbach,

und er stieß jetzt an alle Stufen an, daß die alte Stiege frachte und seufzte. Denn sie war an solche Tritte nicht gewöhnt.

Oben unterbrach der Kooperator sein Gebet und schaute entsezt auf den Gang hinaus. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er; der Schüller achtete nicht darauf und ging weiter bis zur vordersten Türe.

Er hatte kein Empfinden für die Heiligkeit dieses Hauses, er klopfte mit groben Knöcheln an und wartete kaum auf das „Herein“. Und drinnen stand er breitbeinig vor seinem Seel- forger und sah ihn mit Blicken an, die keine Demut verrieten.

Herr Georg Baustätter, Pfarrer in Erlbach und Kammerer des Kapitels Berghofen, ging ihm entgegen und lächelte. Aber es lag Trauer in diesem Lächeln.

Und er sagte: „Ich weiß, warum Ihr kommt, Böst.“

„Dös is net schwaar zum derraten,“ erwiderte der Schüllerbauer, also is's jetzt soweit, daß ma dös kloa Kind eigrabt, als wia r' an Hund?“

„Es ist die Vorschrift unserer heiligen Religion.“

„So, heilig is dös?“

„Werdet nicht heftig!“ sagte der Pfarrer und sah auf seine gefalteten Hände nieder, „ich bin doch heute morgen bei Euch gewesen und habe Euch alles auseinandergesetzt.“

„Ja, aba i hab gmoant, es kunnt no anderst wer n. Jetzt hat a Kappar scho 's Loch aufgraben. Mei Knecht hat'n a'feh'n.“

„Wir dürfen über die Geseze unserer Kirche nicht murren; wir müssen bedenken, daß sie unsere Mutter ist und unfer Bestes will.“

„Und mi müakten ins no bedanka . . .“

„Unterbrecht mich nicht! Es geht Euch wie dem Sohne, der die Strenge der Mutter fühlt, aber nicht sieht, daß sie heilsam ist.“

„Also is jetzt da gar niz mehr z'macha?“

„Wir wollen hoffen, daß Gott dieses Kindlein in den Vorhof der Seligkeiten gelangen läßt; wir wollen darum beten, aber es steht nicht in unserer Macht, dasselbe in ge- weiheter Erde zu begraben.“

„Aba s'nscht grabt's an jeden ei, und bal oana köpft werd, racha grabt's n an 'r ei, und bal . . .“

„Ihr veründigt Euch, aber ich will es verzeihen, weil Ihr schmerzlich beweegt seid.“

„I hab koan Schmerz durchaus gar net,“ sagte der Schüller und zog seinen ledernen Geldbeutel aus der Tasche.

„I hab durchaus koan Schmerz net. Was kocht's, bal 's Kind in Freiheit a richtig's Grab kriaagt?“

„Es sind Worte genug geredet, Böst. Geht jetzt heim!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

29]

Auf Irrwegen.

Von Jonas Die.

13.

Es war ein ganz anderes Gesicht, mit dem ihm Lüders heute entgegenkam, als das, was Faste bis dahin gewohnt und be- kannt war.

Lüders hatte ziemlich unzeremoniell nach ihm geschickt und ihn zu einer Privatunterredung auf sein Kontor bestellt aus Anlaß des Umstandes, daß Faste an eine Generalversammlung der Aktionäre appellieren wollte —

„Es nützt nicht, die Sache zu verschleiern oder die Lage färben und aufblasen zu wollen, Herr Forland! Die Tatsache ist, daß die Banken jetzt schon lange keinen Heller auf unsere Badaaktien haben leihen wollen, — daß Bödmanns Bank sie, wie es heißt, nur noch hält, um selber ihre eigenen vielen los zu werden. Kurz und gut, — die Aktien, die jetzt rings umher in den Taschen der Leute stecken, — und hier sind meine achtzehn!“ er schlug auf den Haufen, — „sind nicht einmal das Papier wert, auf dem sie gedruckt sind.“

„Ein Schwindel sondergleichen, Herr Forland! — Mit einem Leichtsinne ohne Grenzen haben Sie Ihre Mitbürger in ein Unter- nehmen hineingelockt, das ein vielfach größeres Vorschußkapital erforderte, als es unsere kleinen Verhältnisse irgendwie zu be- schaffen imstande sein konnten, — eine reine Millionenpekulation, über die ein Heer von betrogenen Menschen jetzt die Hände ringt, — und die außerdem im günstigsten Falle auch noch Zeit erfordert — eine lange Reihe von Jahren, — um sich herauszuwachsen.“

„Wenn Sie nach mir geschickt haben, Herr Konjul, um mir diese verlockende Aussicht zu zeigen, so kann ich Sie nur auf die Generalversammlung verweisen. Dort werden Sie Antwort er- halten!“

„Generalversammlung, — Generalversammlung? — Sie sind doch wohl nicht von Sinnen, Mensch? — Das Glend öffentlich ausposaunen, — den Aktien den letzten Gnadenstoß geben —?“

„Das Unternehmen muß aufrechterhalten werden, —“ erklärte Faste. „Wollen die Großen ihm nicht über die Krisis hinweg- helfen, so versuche ich es bei den Kleinen!“

Der Konjul sah Faste plötzlich fest in die Augen:

„Ich will Ihnen etwas sagen. Keiner von den leitenden Ge- schäftsleuten der Stadt würde sich mit Ihnen eingelassen haben, wenn man nicht Grund zu der Annahme gehabt hätte, daß Sie in gewisser Weise Ihren Onkel Joel im Rücken hätten, — jedenfalls einmal Geld von ihm erben würden. — Nun, darüber will ich nicht weiter philosophieren, — wenn ich nur das meine bekomme! Aber das will ich haben,“ zischte er plötzlich mit zusammen- gebissenen Zähnen und hielt Faste die geballte Faust vors Gesicht. „Ihr Onkel, der Ihnen so prächtig mit dem Kredit genützt hat, der so 11 mir die achtzehn Aktien begahlen. —“

Generalversammlung?“ fuhr der Konjul höhnisch fort —

„Ja, Sie können mir glauben, da ist mancher, der Sie jetzt gern gehörig vermöbelte, — alle die armen Leute, denen Sie dies alles so lustig ausgemalt und geschilbert haben, daß sie ihr Geld dazu herausrückten. — Sie können mir glauben, wenn die in einer Generalversammlung einen Anhalt bekämen, auf Grund dessen sie gegen Sie vorgehen könnten, — zum Beispiel gewisse Er- öffnungen, die Ihnen Anwartschaft auf einen Ort verschafften, wo Sie Zeit und Ruhe hätten, über die Sache nachzudenken, — sie würden nicht stimmen, sie würden brüllen!“

Und, sehen Sie, Herr Architekt, kam es verbissen heraus, — gerade allerlei dazu geeigneten Stoff könnte man Ihnen auf einer solchen Ge-neralversammlung an die Hand geben. Ich habe mir erlaubt, die Papiere und Quittungen da unten in der Badeanstalt zu studieren, und mein geringstes Vorhaben geht darauf hinaus, das Publikum darüber aufzuklären, daß Sie nach- weislich einmal über das andere auf eigene Hand über die Mittel der Badeanstalt verfügt haben, und zwar weit über Ihre Be- fugnis hinaus und zu ganz anderen Zwecken, als wozu Ihnen das Geld bewilligt war.“

„Es ist doch ganz selbstverständlich,“ sagte Faste kühl, — „daß ich so handeln mußte, wie ich es den Umständen nach im Inter- esse der Badeanstalt für das richtigste hielt. Das Ganze mußte selbstverständlich in erster Linie aufrecht erhalten werden. Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen zu antworten, notabene an der rechten Stelle, und das ist in meinen Augen die Generalver- sammlung, Herr Konjul — und nicht Ihr Privatkontor.“ — Faste griff nach seinem Hut.

„He, he, — dann reden wir auch an derselben Stelle darüber, wie es zugeht, daß Sie, Herr Forland, den Leuten Sand in die Augen streuten, so daß das berühmte Hotelfest gefeiert werden konnte, — indem man in aller Eile die Klasse der Badeanstalt um elftaufend erleichterte!“

„Drohungen? — gegen mich? —“ stürzte Faste plötzlich ins Zimmer zurück — „Nein, ehe mich die bewegen sollten, — eher spazierte ich freiwillig ins Buchthaus, worauf Sie ja vorhin höflicherweise anzuspähen liebten. Im übrigen will ich Ihnen herzliche Freude von der Generalversammlung versprechen,“ — er grüßte und ging. —

Ja, nun befand er sich wieder auf der Rehrseite der guten Stadt! —

Eine solche kleine Stadt am Rande einer Banik hatte etwas von der gefährlichen Jügellosigkeit eines durchgehenden Pferdes an sich, — es galt, es mit kräftigem Griff in die Jügel wieder auf den rechten Weg zu lenken! Er sammelte, weiß Gott, Er- fahrungen, was es heißt, eine Sache aufrecht zu halten, wenn die öffentliche Meinung darüber herztürzt —

Sie dachten wohl, daß er das Schiff verlassen würde wie eine Ratte!

Vor allen Dingen würde es notwendig sein, die eigene Familie zu stählen, deshalb bog er nach dem Hause des Doktors ab.

„Nun? — Ihr meint wohl auch, daß es schlimm aussieht?“ sagte er, als er zu Sölvi in die Stube trat. „Die Leute gebärden sich ja wirklich ganz wie toll.“

„Ach ja, Faste, wir müssen unser Päckchen tragen, wenn Du nur damit durchkommst,“ antwortete Sölvi freundlich. Es lag etwas niedergeschlagen Nachsichtiges in ihrem Ton, was Faste ver- legte.

„Ih seid natürlich besorgt um Euer Geld!“ rief er aus.

„Um unsere beiden Aktien? — Ach nein, Falkenberg und ich sind beide der Ansicht, daß wir die in den Schornstein schreiben müssen, — wenn es auch nicht so ganz leicht für uns ist.“

„Bedaure sehr, nicht in der Lage zu sein, sie Euch gerade jetzt einzulösen; sonst würde ich Euch sofort von der Last befreit haben, —“ sagte er bitter.

„Du mußt uns nicht Unrecht tun, Faste, — an die Aktien denken wir gar nicht so viel.“

„Aber verloren müssen sie absolut sein? — Dieser Gedanke scheint augenblicklich über die ganze Stadt hinzuziehen! — Als ob das Unternehmen nicht genau so gut und haltbar ist, wenn auch eine Reihe von Menschen plötzlich auf den Einfall kommen, aus Angst vor einer kleinen Krise den Kopf zu verlieren.“

„Nißberstehe uns nicht, Faste. — Ein Doktor soll ja nur von seiner Praxis leben. Wenn er dann aber plötzlich als Hauptperson eines Unternehmens dasteht, von dem wenigstens die meisten Menschen glauben, daß es Not und Glend über die ganze Stadt

bringen wird, so wird man ja dadurch in eine etwas schiefe Stellung gebracht, — man wird unpopulär.“

„Ja, so sieht es aus, — augenblicklich!“ unterbrach Faste sie. — „Aber um dies alles soll auf der Generalversammlung gekämpft werden! — Die Leute heulen über den Badeort, ehe dieser noch Gelegenheit gehabt hat, Einnahmen von sich zu geben. — Aber ich werde sie durch ein kleines Panorama ermuntern, — werde ihnen zeigen, wie öde und tot es hier wieder werden wird, wenn das große Fenster, das wir nach der Welt hinaus eingeseht haben, wieder zugunagelt wird!“

Du ahnst nicht, Sölvi, was es heißt, sich nach einem frischen, fröhlichen Kampf zu sehnen, wo man seine Kräfte brauchen und vor der Öffentlichkeit mit alledem kämpfen kann, was einem zu Gebote steht, statt immerwährend privatim in den Rücken gestochen zu werden.“

„Ob ich es ahne, Faste —“

Diese sanfte Miene und diese ewigen Wiederholungen von seitens Sölvis konnte er nicht leiden, da waren ihm doch die beißend-scharfen Antworten, an die er früher gewöhnt gewesen war, weit lieber.

Er ging im Zimmer auf und nieder und pfiff leise vor sich hin. — Die Seinen fingen scheinbar an, demütigen Herzens zu werden, — sie meinten wohl, daß das Meer abermals das Haus umbrause! —

„Willst Du den Jungen denn gar nicht einmal ansehen?“ fragte Sölvi beruhigend.

„Den Jungen? — Ich hätte beinahe gesagt, hast Du einen Jungen? Es ist so lange her, seit ich an so etwas gedacht habe, Du —“ sagte er zerstreut, indem er ihr ins Schlafzimmer folgte. —

„Ein Prophet muß natürlich den Glauben so lange wie möglich aufrecht halten,“ hörte er hinter sich sagen, als er auf dem Rückwege um die Ecke des Kirchenpfades bog.

Es war Traggeseus Stimme, — eine Anspielung auf seine unverzagte Art und Weise zu gehen.

Und Faste fühlte selber, daß er einem ausgeäumten Pferd glich, wenn er durch die Geschäftsstraßen mußte. —

Er hatte das Vergnügen, schon von weitem den alten Konsul Klüber zu sehen, der es auch jetzt für gut befand, stillzustehen und ihn anzusehen; aber freilich mit einem ganz anderen Griff um den Stod als dazumal, als er ihn den „Mirakelmacher der Stadt“ titulierte. — Und als Konsul Wulff vorüber wollte, bligte es wie Spott in seiner Miene auf, als er ein wenig demonstrativ grüßte. —

Verteufelt angenehme Straße, diese Hafenstraße, — es war, als wimmelte es von Menschen, die alle das jüngste Gerücht in den Mienen mit sich herumtrugen. — Der Zollinspektor hatte sich ein kupferrotes Gesicht zugelegt und starrte ihn förmlich wild an. —

Und da kam Fräulein Laura Groth quer über die Straße zu ihm herüber. Sie glich einem jener größeren schwerfällig flatternden Schmetterlinge, und man sah ihren Flügel an, daß auch sie von der allgemeinen Angst ergriffen war.

„Sagen Sie mir doch, ist jemand gestorben? — Heimgegangen?“ kam ihr Faste entgegen. „Sie sehen so wehmütig teilnahmevoll aus, — das Gesicht so fromm in Falten gelegt.“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn verlegt an. — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater der Gegenwart.

(Schluß.)

Besser waren nach der Seite der Ensemblebildung die Hof- und Provinztheater dran, sofern ihre Leitung nicht jeglicher dramaturgischen Initiative bar war. Und wirklich arbeiteten sich ein paar Hoftheater zu achtunggebietender Höhe empor. Die Weingartner hatten in bezug auf die Regieführung nicht umsonst gewirkt; der Impressionismus der Schauspieler, der in Berlin zur alleinseligmachenden Manier ward, ließ sich von einsichtiger Regie die rechten Grenzen anweisen, und ging die Theaterleitung der jungen Literatur nicht ängstlich aus dem Wege, so waren schöne Erfolge zu erzielen.

In Berlin, dem eigentlichen Mittelpunkte deutschen literarischen und theatralischen Lebens, dort wo mit dem aufkommenden Echten und Bedeutungsvollen auch die Scheinwerte gemacht wurden, hatte inzwischen der Kampf um die neue Kunst nicht geruht. Mehrfach war der Versuch gemacht worden, über den Stil und namentlich das Repertoire des Deutschen Theaters hinauszukommen. Man wollte Ibsen mehr gepflegt sehen und nach dem Muster von Antoines Théâtre Libre, das 1887 in Berlin mit starkem Eindruck gastiert hatte, entstand 1889 der Verein „Freie Bühne“ in der ausgesprochenen Absicht, der absiebt der Konvention stehenden Dramatik eine Heimstätte zu bereiten.

Mit den Aufführungen der Freien Bühne hatte der Naturalismus sich durchgesetzt. Es gab nunmehr in Berlin eine Bühne, wo auch das freieste der freien Kunstwerke eine Feuerprobe vor dem Publikum erhoffen durfte. Allerorten in Deutschland wuchsen ähnliche dramatische Vereine empor; in Berlin selbst entstanden eine ganze Reihe derartiger Unternehmungen, die hie und da einen

literarischen Erfolg zu verzeichnen hatten. Der Schauspieler, der Weiterbildung des naturalistischen Stiles in einem Ensemble konnten sie nicht dienen, weil nach jeder Vorstellung das zusammengetrommelte Völkchen der Komödianten wieder auseinanderlief. Erstklassige Darsteller befanden sich zudem nicht unter ihnen; sie waren den großen Theatern, wenn auch im immerwährenden Wechsel, verbunden.

Von den großen Berliner Bühnen stand noch immer das Deutsche Theater im Mittelpunkte des Interesses. An Arronges Stelle war 1894 Otto Brahm als Direktor getreten, der diese Bühne nunmehr ganz dem konsequenten Naturalismus dienstbar machte.

Wieder waren die Schauspieler und das Ensemble das Wertvollste am Deutschen Theater. Eine reine, künstlerische Linie, eine intime Kleinkunst ging in den ersten Jahren der Leitung Brahms durch das Ganze. Nur das Repertoire ließ Wünsche offen. Brahm pflegte Hauptmann und Ibsen, Dreher und Sudermann, hielt auch Umschau unter den Klassikern, aber ein der Bedeutung seines Ensembles entsprechendes klassisches Repertoire brachte er nicht zustande. Er blieb literarisch einseitig; der Naturalismus und seine Talente waren ihm die Vertreter des echten Dramas. Dazu kam, daß er sich zu sehr in materielle Abhängigkeit vom Erfolg, vom Kassentrappot brachte. So gingen Fulda und Hartleben über Kleist und Heibel oder gar Goethe, so verlor er, obwohl er Bühnenbilder, namentlich Interieurs, von überraschender Milieutreu seinem Publikum zu geben vermochte, doch die Führung. Die Entwidlung ging über ihn hinweg und suchte nach anderer Gelegenheit, nach einem anderen Führer, die heimliche Sehnsucht der Zeit zu erfüllen. Sie fand den neuen Mann in Max Reinhardt, einem guten Episodenspieler des Deutschen Theaters.

1901 begründete er das Kleine Theater mit Künstlern wie Emanuel Reicher, Rosa Wertens, Gertrud Eychold und Luise Dumont, 1903 eröffnete er das Neue Theater und seit 1904 herrschte er im Deutschen Theater, während Brahm das Lessing-Theater übernommen hat. Reinhardt hat das koloristische Element auf der Bühne zu Ehren, vielleicht zu allzugroßen Ehren gebracht. Auch er strebte Milieutreu an, beschränkte sich aber nicht auf Innenräume, wie in seiner Aufführung von Gorkis „Nachtschl“; sondern legte den Nachdruck seiner Regisseurtätigkeit auf das Landschaftliche. Man brachte die Wirklichkeit, einen grünen Rasenteppich, wirkliche Fichten und Birken auf die Bühne und stellte das Ganze in einen aus der Stimmung des aufzuführenden Dramas heraus geschaffenen Rahmen, für dessen künstlerischen Wert die Namen der Maler Walter, Drill, Koller sprachen. Alle Künste wurden zum Schmuck der Szene, zur Hebung der Illusion herangezogen. Musiker von Rang und Ruf, wie Humperdinck und Pfitzner, brachten die im klassischen Drama notwendige Begleitmusik in edler, auf das Ganze abgestimmter Form, und eine ganze Anzahl von Dramaturgen, förmliche Spezialisten in ihrem Fach, walteten ihres Amtes. So konnte Reinhardt mit Darstellern wie Rudolf Schildkraut, Kayser, Winterstein, Bagay und Engels, der neben Vollmer am königlichen Schauspielhaus und Schweighofer, jetzt der beliebteste Komiker der deutschen Bühne war, mit Schauspielerinnen wie Gertrud Eychold, Lucie Höflich, Lilla Durieux und Hilde Wangel Aufführungen herausbringen, die in bezug auf Milieu, Stimmung und Zusammenspiel des Ensembles einen bis dahin noch nicht erreichten Höhepunkt darstellten. Die „Salome“ Wildes, die „Elektra“ von Hugo von Hofmannsthal, Maeterlinds „Pelléas und Melisande“, Lessings „Minna von Barnhelm“, „Der Sommernachtsstraum“, „Kabale und Liebe“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Das Käthchen von Heilbronn“, die Dramen Frank Wedekinds, Shaw und der Neoromantiker wurden so Ereignisse nicht nur des Berliner theatralischen Lebens. Der dichterische Stil eines jeden Wertes wurde zum Vorbilde für den Stil der Darstellung. Man konnte sich Zeit und Mühe nehmen, die intimsten Wirkungen aus dem Werke herauszuholen, weil es ja genügend lange, oft über 150mal hintereinander auf dem Repertoire stand, und die Darsteller nicht, wie an einem Hof- oder Stadttheater, gezwungen waren, heute dies und morgen das zu spielen. Auch der sjenische Aufbau konnte auf der Drehbühne ein für allemal stehen bleiben, ein Vorteil für die Regie, der nicht zu übersehen ist. Die Reinhardtischen Theater gelten heute als die ersten Theater Berlins und haben noch insofern eine Erweiterung erfahren, als Werke, die sich für ein großes Publikum, in einem großen Rahmen nicht eignen, auf einer kleinen, intimen Bühne gegeben werden und als „Kammerspiele“ schnell zu einer Berliner Sensation geworden sind.

Ein Ereignis für das gesamte theatralische Leben Deutschlands war im Frühling 1906 das Gastspiel des Moskauer künstlerischen Theaters. Der beispiellose Erfolg, den die russische Künstlergar in Berlin, Dresden, Wien und anderen deutschen Städten davontrug, gab zu denken. Wie konnte es kommen, daß man zu diesen Moskowitzern aufschaute wie zu Verkündern einer neuen Lehre, zu Bringern eines das Tiefste unseres Wesens durchzitternden und erschütternden künstlerischen Evangeliums? Waren unsere Schauspieler, unsere Regisseure um so viel schlechter als die der Russen? Nein, die Gründe für das damals uns Bewußt werdende Erstarren der deutschen Schauspielerkunst lagen anderswo. Unsere Theater sind, wie wir gesehen haben, mit Ausnahme einiger weniger vornehm geleiteter Bühnen, Geschäftstheater, müssen von Unternehmern oft araken Stiles geleitet sein, für die das künstle-

ische, das im feinsten Sinne künstlerische Element erst in zweiter Linie kommt. Und auch die paar Hoftheater, denen es um ein literarisches und darstellerisches Renommee zu tun ist, sind an ihren Stat gebunden, müssen Rücksichten nehmen sind womöglich Beeinflussungen von obenher unterworfen, die in persönlichen Geschmackrichtungen, nicht aber in wirklich literarischem Verständnis ihren Ursprung haben. Da ist es schwer, ein gutes Repertoire, leichter noch, ein gutes Ensemble zusammenzuhalten. Der Herzog von Meiningen vermochte einst beides, weil er ein geborener Regisseur war, und weil ihm die Mittel, seine Ideen zu verwirklichen, zur Verfügung standen. Den Russen erging es ähnlich. Welches deutsche Theater kann 180 000 Mark in eine Aufführung des „Julius Cäsar“ stecken, welche Bühne, abgesehen von Berlin, würde mit vier oder fünf Dramen, die auf achtzig und mehr Proben vorbereitet worden sind, einen Winter hindurch existieren können. Es waren eben zum Teil viel günstiger Bedingungen, unter denen die Moskauer ihre Arbeit begannen.

Ihre Bestrebungen nach einem neuen künstlerischen Realismus gingen natürlich auf die Meiningen, die ja in Rußland große Triumphe gefeiert haben, zurück. Aber inzwischen war in Rußland die große Eitragödie im Schillerschen Sinne, die Alexei Tolstoi angestrebt hatte, vom modernen Stimmungs-drama überholt worden, von der wenig dramatischen aber echt dichterischen Kunst eines Tschchow, eines Gorki. Und in der Sicherheit, mit der das russische Ensemble den ganzen Stimmungsgehalt einer Dichtung erschöpfte, das außerhalb der eigentlichen Handlung liegende, die Menschen und ihr Tun aber bedingende Milieu zur Wirkung, bisweilen zur entscheidenden Wirkung heranzog, lag ein ungeheurer Fortschritt.

Man lächelte damals über unsere Schauspieler. Ganz mit Unrecht. Es wäre töricht, wenn wir behaupten wollten, wir hätten keine oder nur wenige Künstler von der Bedeutung jener Moskauer Gäste. Wir haben im Gegenteil ein ganz ausgezeichnetes Schauspielerpersonal in Deutschland, das unter so genialen Regisseuren, wie Stanislawski und Nemjrowitsch-Dantschenco es waren, ganz sicher ähnlich Hervorragendes leisten würde, wenn es zu dem erzogen werden könnte, was die Russen vor ihm voraus hatten, zu darstellerischem Solidaritätsgefühl. Das soll heißen: unseren Künstlern fehlt im allgemeinen die tiefe Achtung vor der Dichtung, vor ihren Mitspielern und vor dem genießenden Publikum, welche den russischen Darstellern oberstes Prinzip war. Wenn ein deutscher Darsteller fühlt oder auch nur sich einbildet, daß er seine Kollegen am Können überragt, so wird er in neunzig von hundert Fällen in den Vordergrund spielen, ohne Rücksicht auf Dichtung und Mitwirkende.

In Berlin hat man, bei Brahm, bei Reinhardt, diese Neigung des deutschen Schauspielers zum großen Teil unterdrückt, im allgemeinen herrscht sie noch überall vor. Und so lange es nicht gelingt, den deutschen Schauspielerstand zu jenem Solidaritätsgefühl feinsten Art zu erziehen, werden wir keine wirklich große Darstellungskunst haben. Im deutschen Nationaltheater, an dem so eifrig gearbeitet wird, fehlt dann immer noch viel, es fehlt vor allem die Einheit des sozialen und ethischen Lebens der Nation, ohne die ein solches Theater undenkbar ist. Diese Einheit zu erreichen ist vielleicht eine Hoffnung von Jahrhunderten. Aber sie wird kommen, und wir können ihre Verwirklichung vorbereiten. Je mehr es uns gelingt, unser Volk zu einem Kulturvolk zu erziehen, je mehr wir es die Sensationswerte von den echten Werten unterscheiden lehren, um so näher rückt das Ziel. Die Schauspielkunst wie das Theater überhaupt, als einer der allerersten Bildungsfaktoren eines Volkes, muß immer und immer wieder auf die Pfadfinder unserer dramatischen Literatur hinweisen. Dann wird, auf Kleists, auf Hebbels, auf Ibsens Wegen, der große Dramatiker unseres Volkes kommen, den alle verstehen werden, wie die englischen Renaissancemeister alle ihren Shakespeare verstanden. Dann können große Schauspieler und bedeutende Regisseure die Arbeit der Jahrhunderte mit der Begründung eines deutschen Nationaltheaters krönen, dann wird es möglich sein, unsere Dichter wahrhaft darzustellen, zur Feier der Schönheit und des Lebens.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Wahnkatastrophen durch Erkrankung des Zugführers. Die gewaltige Zunahme der Zuggeschwindigkeit und Zughäufigkeit auf den Schnellbahnen hat das Bedürfnis erzeugt, die Hygiene der für die Sicherheit des Verkehrs verantwortlichen Eisenbahnbeamten auf eine neue Stufe zu heben. Mit der alten Gemüchlichkeit des Eisenbahnverkehrs ist es wohl ein für allemal vorbei, oder sie hat sich in entlegene Winkel zurückgezogen, wo sich, aus dem Lebenslauf einer Sekundärbahn noch hin und wieder Scherze für Wipplätter mögen züchten lassen. Sonst ist es überall mit der Geschwindigkeit der Beförderung ein scharfer Ernst geworden, und man kann sich nur dazu beglückwünschen, daß die Leistungen der Technik und das Verantwortlichkeitsgefühl der Bahnverwaltungen in ihrer Anwendung gleichfalls so hoch gestiegen sind, daß der Fahrgast einer Schnellbahn heute ein Gefühl

größerer Sicherheit haben darf, als die Leute in den Bahnen vor 50 Jahren. Das furchtbare Berliner Hochbahnunglück vom 26. September hat nun freilich gezeigt, daß man von dem Ziel, die Unzulänglichkeit menschlicher Bedienung aus dem Eisenbahnbetrieb ganz auszuschalten, noch immer ganz erheblich entfernt ist. Jedenfalls aber ist das Bestreben der Technik und ihrer Verwertung stetig darauf gerichtet, diese „persönlichen Fehler“ des Menschen aus unserem Schnellverkehr immer mehr auszuschalten. Auch dann aber wird es nicht überflüssig werden, dem Gesundheitszustand der Eisenbahnbeamten eine besonders scharfe Aufsicht zuzuwenden. Wenn auch die Berliner Katastrophe nach der bisherigen Untersuchung nicht auf einer plötzlichen Erkrankung des Zugbeamten beruht zu haben scheint, so ist doch nicht zu übersehen, daß die Fälle von plötzlichen Erkrankungen der Zugführer mit bedenklichen Folgen für die Sicherheit des Zuges nicht so überaus selten sind. Im klassischen Lande der Eisenbahn, in England, sind während der letzten Monate mehrere Fälle dieser Art zu verzeichnen gewesen. Namentlich ein Ereignis, das im Mai vorfiel, gab zu denken. Der Zugführer eines Schnellzuges wurde wenige Minuten nach der Ausfahrt vom Anfangspunkt vom Schlage getroffen und fiel sofort tot im Vorraum der Maschine nieder. Trotzdem ein weiteres Unglück vermieden wurde, entstand eine lebhaft Aufregung, die gerade daraus erklärlich war, daß man angefaßt eines solchen Vorkommnisses die Unzulänglichkeit menschlicher Voraussicht durchaus zugeben mußte. Immerhin läßt sich auch die Neigung zum Schlagfluß zuweilen erkennen, und man sollte keinesfalls Leute, bei denen ein derartiger Argwohn vorliegt, zu Lokomotivführern machen. Vor ganz kurzer Zeit erst hat sich wieder in England ein ähnliches Ereignis abgespielt, das noch viel mehr als die vergangenen die öffentliche Meinung beschäftigt hat. Auch dabei handelt es sich um eine Schlaglähmung, die den Zugführer traf und in dem Bedienungsraum der Maschine niederstreckte. Der Geizer war davon so betroffen, daß er auf die Maschine nicht acht gab, sondern sich mit seinem Kameraden beschäftigte, der in völlig hilflosem Zustande dalag. Infolgedessen raste der Zug, der mit Marktbesuchern überfüllt war, mit zunehmender Geschwindigkeit fort und überfuhr die nächste Station, zur größten Verunreinigung der Fasseln und der Beamten des Bahnhofes. Die größte Gefahr war im Verzuge, weil alle Signale gegen den Zug standen, indem ein Einzug in der Richtung auf London zu erwarten war. Ein aufmerksamer Weichensteller vermochte den steuerlosen Zug noch gerade rechtzeitig auf ein Seitengleis abzulenken, und unmittelbar danach fauchte der Schnellzug auf dem eben entlasteten Gleise vorüber. Nunmehr hatte der Geizer die Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen und brachte den Zug zum Stillstand. Der Lokomotivführer wurde noch völlig gelähmt und sprachlos am Boden des Bedienungsraumes der Maschine aufgefunden. In diesem Falle könnte es schwer sein, die Schuldfrage in gerechter Weise zu beantworten. Am ehesten hätte sie vielleicht den von der Eisenbahnverwaltung angestellten Arzt betroffen, denn der berunglückte Lokomotivführer hatte eine schwere Krankheit durchgemacht, und war eben erst entlassen worden, um seine Arbeit wieder aufzunehmen. Wahrscheinlich war die Entlassung zu früh erfolgt, oder es hätte der Schluß gezogen werden müssen, daß der Mann überhaupt für seinen verantwortlichen Dienst nicht mehr geeignet wäre. Das schwere Eisenbahnunglück, das sich gerade vor einem Jahre bei Schremsburg in England ereignete, wird immer unaufgeklärt bleiben, weil der schuldige Maschinenführer dabei das Leben verlor. Er hatte dadurch eine Entgleisung veranlaßt, daß er versäumt hatte, die Geschwindigkeit vor dem Befahren einer Kurve herabzusetzen. Auch aus dieser Katastrophe aber war eine Lehre zu entnehmen, denn es wurde festgestellt, daß der Lokomotivführer seit seiner Einstellung in den Dienst, und zwar seit ungefähr 40 Jahren, kein einziges Mal mehr ärztlich untersucht worden war, obgleich er sich nunmehr in einem Alter befand, das ihn vielleicht schon an sich zur weiteren Ausübung dieses Berufes als untauglich erscheinen ließ. Häufige ärztliche Untersuchungen der für die Betriebssicherheit verantwortlichen Eisenbahnbeamten müssen sich auch, wie in den letzten Jahren immer wieder hervorgehoben worden ist, namentlich auf die Prüfung der Augen erstrecken. Leute von einem gewissen Grade der Kurzsichtigkeit oder Farbenblindheit sind von vornherein von dem Amte eines Lokomotivführers oder Signalwärters auszuschließen. Aber die Untersuchung muß auch oft wiederholt werden, da der Zustand des Auges sich leicht verändert. Es sind Fälle erwiesen, in denen Lokomotivführer mit schweren Augendefekten 10 Jahre lang Dienst getan haben, ehe dieser Fehler entdeckt wurde.

Vor allem muß natürlich dafür gesorgt werden, daß die Verkehrsangestellten kürzere Arbeitszeit, hygienische Arbeitsbedingungen, bessere Bezahlung und eine wohlverdiente Versorgung im Falle der Invalidität und des Alters erhalten. Man kann ihnen nicht auch noch die Verantwortung für die Folgen der Ausbeutung aufhalsen, deren Opfer sie und nur zu häufig auch das reisende Publikum werden. Daneben sind in erhöhtem Maße technische Verbesserungen, die die Folgen menschlicher Zufälle zu verhindern imstande sind, einzuführen.